

Zeitschrift: Tec21
Band: 128 (2002)
Heft: 27-28: Natur und Natürlichkeit

Artikel: Evolution des Naturbegriffs: ein Literaturwissenschaftler spürt dem Naturbegriff von seinen Anfängen bis heute nach
Autor: Stütz, Carsten
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-80448>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Evolution des Naturbegriffs

Ein Literaturwissenschaftler spürt dem Naturbegriff von seinen Anfängen bis heute nach

Von der Natur als das Gefährliche über die Natur als etwas Eigenständiges bis hin zur Maschine, die nach den Prinzipien von Ursache und Wirkung erklärt werden kann, gehen die Vorstellungen des Menschen darüber, was denn Natur sei. Erstaunlich ist dabei, dass die naturwissenschaftlichen Konzeptionen zwar den Umgang des Menschen mit der Natur beeinflussen, nicht aber das Bild, das wir uns von der Natur machen.

Vor 112 Jahren, im August 1890, steuerte ein junger Pole namens Josef Teodor Korzeniewski einen rostigen, alten Kahn den Kongo-Fluss hinauf. Tagsüber setzte ihm die mörderische Hitze zu, und nachts hielt ihn das Geräusch der Trommeln aus dem Urwald beidseits des Flusses wach, im Notizbuch aber, das der junge Mann unterwegs führte, sind nur die Sandbänke, die Inseln und Untiefen verzeichnet, an denen er sein Boot vorbeimanövierte. Jahre später, längst in einem Landhaus in der Grafschaft Kent niedergelassen, ging der Pole, der inzwischen den Namen Josef Conrad angenommen hatte, an die Niederschrift einer Geschichte, in der er seine Erfahrungen am Kongo verarbeitet. Seine Erzählung, die unter dem Titel «Herz der Finsternis» erschien, liess die Fahrt auf dem Kongo zu einer Reise in die «Nacht der ersten Zeitalter» werden. Das Bild, das er von der Natur zeichnete, muss für seine Zeitgenossen etwas Schockierendes gehabt haben. Während die Gemälde, die in den Salons der betuchten Bürger hingen, sanft geschwungene Hügelzüge, Landschaften im milden Abendlicht, durch die einsa-

me Hirten ihre Schafe trieben, zeigen mochten, beschrieb Conrad die Natur als etwas Grausames, als eine «strotzende und ineinander verflochtene Masse», «ein tobender Überfall geräuschlosen Lebens», «gross und taub» wie ein stummes Tier, «bereit, jedes von uns kleinen Menschenwesen aus seinem Dasein zu fegen», als ein «Etwas», das «nur um den Preis der Todesangst und unerbittlicher Arbeit zu erringen war».

Zwischen diesen Vorstellungen einer gefährlichen, grausamen Natur und einer harmonischen, pastoralen Natur existieren eine Vielzahl von Bildern und Vorstellungen. Je nachdem erscheint uns die Natur als Hölle oder als Paradies, als Heimat, in der wir zu uns selbst finden, oder als das Fremde, von dem wir nichts mehr wissen. Wir fühlen uns innigst mit ihr verbunden oder von ihr bedroht. Sie ist das, von dem wir glauben, es für immer verloren zu haben, oder das, zu dem es zurückzufinden gilt. Ihr Anblick spendet Trost, lässt Sehnsüchte und Glücksvorstellungen in uns wach werden, und manchmal beschreiben wir sie als einen Tempel, in den wir ehrfürchtig eintreten. Wollte man sich auf einen kleinsten gemeinsamen Nenner einigen, so könnte man es mit Meyers Enzyklopädischem Lexikon von 1976 versuchen, welches Natur als «alles» definiert, «was an organischen und anorganischen Erscheinungen ohne Zutun des Menschen existiert und sich entwickelt».

Die vornehme Spezies

Der Mensch bewegt sich bekanntlich auf zwei Beinen fort, aber das Huhn tut dies auch, und vielleicht ist es hilfreich, an Nietzsches Diktum zu erinnern, dass «wir von Natur sprechen und uns dabei vergessen: wir selber sind Natur». Unser Körper besitzt eine Reihe spezifischer Triebe, Bedürfnisse und Instinkte, kennt Toleranzschranken und Verletzlichkeiten und unterliegt den elementaren Prozessen von Wachstum und Zerfall. Von diesen natürlichen Gegebenheiten abgesehen sind

wir aber in erster Linie durch die Kultur definiert. Wir verfügen über ein Ensemble von Regeln, Praktiken und Artefakten, die wir sozial erlernen und weitergeben und die es uns gestatten, mit den Gegebenheiten zu interagieren, die wir in der Natur vorfinden. Das lässt sich zwar auch bei einigen unserer näheren Verwandten beobachten. Aber während Schimpansen etwa über einige wenige Traditionen verfügen, haben Menschen unzählige davon. Innerhalb von 45 000 Jahren – was im Vergleich zu den 3 Milliarden Jahren, in denen es Leben gibt, eine ziemlich armselige Zeitspanne ist – hat unsere Spezies es fertiggebracht, Staatengebilde, Computer und philosophische Systeme zu ersinnen. Dass dies so ist, hat nicht damit zu tun, dass sich etwa unsere eigene Natur, insbesondere die Intelligenz, verändert hätte, sondern damit, dass sich unsere Kultur – das System sozial erworbenen Denkens und Verhaltens – ständig weiterentwickelt hat.

Das Wilde

Die Gegebenheit, mit der unsere Vorfahren es über die längste Zeit in der Geschichte aufnehmen mussten, war die Wildnis, ein unwirtlicher, lebensfeindlicher Raum, aus dem die Menschen die Mittel zu ihrem Überleben bezogen, der aber mit grossen Gefahren behaftet war. Dieser Sachverhalt hat nachhaltigen Einfluss auf unsere Vorstellungen ausgeübt. Die wilde Natur entzieht sich der menschlichen Kontrolle. Der Mensch konnte aber beobachten, dass in der Natur bestimmte, sich zyklisch wiederholende Vorgänge auftreten, die sie strukturieren – es gibt den Wechsel von Tag und Nacht, den Wechsel von Ebbe und Flut, den Wechsel der Sternbilder, den Wechsel der Jahreszeiten mit den wiederkehrenden Perioden von Wachsen, Reife, Altern und Sterben, die Mondzyklen. Die archaischen Bestimmungen von Natur haben sich vor allem aus der Beobachtung (und Deutung) dieser Vorgänge entwickelt. Als menschliche Gemeinschaften um das zehnte Jahrtausend v. Chr. in einigen Teilen der Welt dazu übergingen, sesshaft zu werden, mussten sie feststellen, dass die Tätigkeiten, mit denen sie ihren Erhalt sicherten – Ackerbau, Viehzucht, Fischfang –, nur dann Aussicht auf Gelingen hatten, wenn sie in Einklang mit den natürlichen Zyklen ausgeübt wurden. Natur wurde dementsprechend in ihrer Zyklichkeit mythologisch gedeutet, als Allgewalt, die Leben spendete, aber auch vernichtete.

Das Wachsende

Eine rationalere Denkweise über die Natur begann mit den aufkommenden Fragen nach dem ureigenen Wesen der Natur. Einige Griechen an der Küste Kleinasiens begannen im sechsten Jahrhundert v. Chr. Überlegungen zu den Gründen für die Veränderungen in der Natur anzustellen und nach einem Strukturprinzip zu suchen, von dem her alles zu erklären war. Die antike, im wesentlichen auf Aristoteles zurückgehende Bestimmung, wonach Natur «das Werden eines Wachsenden» sei, das hervorbringe und verändere und seinen Ursprung in sich selbst habe, hat sich in ihren Grundzügen bis ins 17. Jahrhundert gehalten; sie benannte das

Organische als eigentliches Prinzip, als «Wesen» der Natur und als Ursache für ihre Veränderungen. Nach dem Muster von Pflanzen und Tieren wurden die in der Natur beobachtbaren Vorgänge als Prozesse des Entstehens, Wachsens, Reifens und Zerfalls geordnet und klassifiziert, und organologische Erklärungsmuster wurden dabei noch auf Vorgänge appliziert, die die anorganische Materie betrafen: ein Stein fiel gemäss Aristoteles zur Erde, weil er bestrebt war, seinen natürlichen Ort im Mittelpunkt der Erde aufzusuchen; er handelte damit nicht anders als ein Lebewesen, das ein Ziel verfolgt. Dass später die Gelehrten des Mittelalters Gott zum eigentlichen – innersten und zugleich obersten – Prinzip der handelnden Natur erhoben, war im Grunde eine Übernahme der aristotelischen Konzeption.

Das Objekt

Erst die neuzeitliche Wissenschaft hat Natur als ein Objekt definiert. Die Erklärbarkeit der Natur wurde nun von den Bedingungen experimenteller Verfahren abhängig gemacht; Natur gibt sich im neuzeitlichen, naturwissenschaftlichen Denken nur insoweit zu erkennen, als sie im Rahmen einer einen bestimmten Aspekt fokussierenden Theorie als Objekt befragt wird. An die Stelle der Vorstellung vom Organismus trat im 17. Jahrhundert das Bild von der Natur als Maschine, deren Funktionsweisen nach den mechanistischen Prinzipien von Ursache und Wirkung zu erklären waren. Die enge Allianz, die Naturwissenschaft und Technik im 19. Jahrhundert eingegangen sind, erlaubte es, sich der Natur als eines Industriefaktors zu bemächtigen. Sie führte zu einer umfassenden Umgestaltung des natürlichen Raumes, dergestalt, dass sich das Antlitz des Planeten in den vergangenen 200 Jahren stärker veränderte als in den 45 000 Jahren menschlicher Existenz davor. Naturwissenschaftliche Konzeptionen beeinflussten zwar die menschliche Praxis gegenüber der Natur. Es ist aber erstaunlich, wie gering ihr Einfluss auf die Bilder und Vorstellungen geblieben ist, die wir uns von Natur machen. Wenn wir von Natur reden, haben wir nicht unbedingt die mathematischen Formeln vor Augen, mit deren Hilfe die Naturwissenschaften die Strukturen der Wirklichkeit nachbilden. Sehr viel nachhaltiger in unser Bewusstsein eingeschrieben haben sich die Bilder, die Kunst und Literatur ausgebildet haben. Das 18. Jahrhundert hat die Natur als Schönes, als Landschaft entdeckt. Und während die Naturwissenschaften angesichts ihrer fortschreitenden und unausweichlichen Spezialisierung es immer weniger vermochten, die Natur als Ganzes im Blick zu behalten, bewahrten Malerei und Literatur die Natur im Medium der Ästhetik als Totalität auf. Die Bilder von weiten, unberührten Landschaften, die dem menschlichen Zugriff entzogen waren, begleiten uns bis heute; der Film hat sie lückenlos in unsere Gegenwart tradiert.

Gezähmter Raum

Die Vorstellung einer Harmonie von Mensch und Natur hat Menschen durch ihre gesamte Geschichte begleitet, und so, wie Menschen sich früher in ihren Mythen vom Goldenen Zeitalter eine gartenähnliche,

kultivierte Natur ausmalten, die dem Menschen zugeeignet war, so richten sich unsere Sehnsüchte und Phantasien heute auf eine wilde, freie Natur, die keine Spuren von uns trägt. Dass die natürliche Wildnis jedoch einst etwas Unheilvolles, Bedrohliches, dass sie eine feindselige Macht war, der Menschen ausgeliefert waren, vergessen wir dabei. Die finsternen, bestialischen Züge, die Conrad vor 100 Jahren in seinem Buch «Herz der Finsternis» aufleben liess, sind unserem Erfahrungshorizont abhanden gekommen. Natur tritt uns heute in unseren Breitengraden als weitgehend gezähmter Raum entgegen, von dem keine unmittelbaren Gefahren mehr ausgehen und der im Gegenteil in seinem Fortbestand in immer höherer Masse durch menschliche Eingriffe gefährdet ist. Bisweilen, wenn ein Unwetter Dächer abdeckt, werden wir noch einmal an die destruktiven Kräfte der Natur erinnert, doch angesichts des Vernichtungspotenzials, das eine einzige Atombombe zu entfalten vermag, wandeln einen bei dem Gedanken an das Erdbeben von Lissabon (1755) schon beinahe milde Gefühle an. Das vergangene Jahrhundert mit seinen gewaltigen Zerstörungen hat uns die Einsicht nahe gebracht, dass die grössten Bedrohungen für die Natur und den Menschen von der Kultur ausgehen.

Carsten Stütz, lic. phil. I
Carsten Stütz ist freier Journalist in Zürich
cstuetz@bluewin.ch

Literatur

- Reinhard Koselleck: Geschichtliche Grundbegriffe. Aufsatz von Heinrich Schippers, Seite 215–244. Klett. Stuttgart 1982.
- Joachim Ritter: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Artikel «Natur». Basel 1984.
- Marvin Harris: Menschen – wie wir werden, was wir sind. Klett Cotta. Stuttgart 1991.
- Roderick Nash: Wilderness and the American mind. Yale University Press. New Haven 1973.
- Simon Schama: Der Traum von der Wildnis – Natur als Imagination. Kindler. München 1996.
- Heinz Dieter Weber: Vom Wandel des neuzeitlichen Naturbegriffs. Aufsätze von Karl Mainzer und Dieter Groh. Universitätsverlag. Konstanz 1989.
- Gottfried Heinemann: Studien zum griechischen Naturbegriff. WVT, Wissenschaftlicher Verlag Trier. Trier 2001
- Joachim Ritter: Paysage – fonction de l'esthétique dans la société moderne. Besançon 1997.
- Norbert Elias: Der Prozess der Zivilisation – soziogenetische und psychogenetische Untersuchung. 1. Auflage. Suhrkamp. Frankfurt am Main 1976.
- Jacek Wozniakowski: Die Wildnis. Suhrkamp. Frankfurt am Main 1987.

